

---

# Berliner Debatte Initial

---

# 1

---

15. Jg. 2004

## Zeit der Paradoxien

---

Paradoxien  
des Kapitalismus

Honneth,  
Hartmann

---

Ortmann

Schmuddelkinder  
der Logik

---

Borderline-Syndrom  
und Spätmoderne

Pollmann

---

Kannetzky

Kollisionen  
mit der Doxa

---

Rückkehr des  
Fordismus?

Lüthje

# Zeit der Paradoxien

– Zusammengestellt von Hartwig Schmidt –

Editorial	2		
<i>Martin Hartmann, Axel Honneth</i> Paradoxien des Kapitalismus	4	<i>Dirk Jörke</i> Begriffliche Verklärungen „Paradoxien der Demokratie“ bei Eisenstadt, Mouffe und Warren	40
<i>Günther Ortman</i> Schmuddelkinder der Logik	18		
<i>Arnd Pollmann</i> Erhöhter Grenzverkehr Die Symbiose zwischen der Spätmoderne und dem Borderline-Syndrom	28	<i>Frank Kannetzky</i> Kollisionen mit der Doxa Versuch über die Anwendbarkeit eines beliebten Begriffs	46
<hr/>			
<i>Boy Lühje</i> Kehrt der Fordismus zurück? Globale Produktionsnetze und Industriearbeit in der „New Economy“	62	<i>Ol'ga Brednikova, Ol'ga Tkač</i> „Schmutziges“ Dorf und „vermüllte“ Stadt  Konferenzbericht	107
<i>Ronald Hartz, Thomas Steger</i> Strahlende Helden und böse Mächte... Einblicke in den Wandel des deutschen Corporate Governance-Diskurses	74	<i>Roman Kalex, Sven Thiermann</i> Bericht vom Kongreß „Indeterminate! Kommunismus“	115
<i>Hartmut Rosa</i> Wider die Unsichtbarmachung einer „Schicksalsmacht“ Plädoyer für die Erneuerung der Kapitalismuskritik	81	Besprechungen und Rezensionen  Thomas Gil: Paradoxien des Handelns Rezensiert von <i>Hartwig Schmidt</i>	119
<i>Steffen Dietzsch</i> Kants <i>Streit der Fakultäten</i> und die Philosophische Fakultät der Albertus-Universität zu Königsberg	91	<i>Matthias Bohlender</i> Foucault 1970–1975: Denken in Bewegung	121
<i>Veit Friemert</i> Der Sinn des Rauschens Martin Hohmanns volksnahe Rede und ihr verkannter Gehalt	99	Christel Gärtner, Detlef Pollack, Monika Wohlrab-Sahr (Hg.): Atheismus und religiöse Indifferenz Rezensiert von <i>Olaf Briese</i>	126

## Editorial

Auf den ersten Blick handelt es sich einfach um einen anschwellenden Wortgebrauch. Der Begriff „Paradoxien“ erfreut sich wachsenden Zuspruchs. Auffälligerweise taucht er immer häufiger in Publikationen auf, die vordergründig soziale und kulturelle Gegenstände verhandeln. Also nicht dort, wo er traditionell beheimat ist: in der theoretischen Philosophie, in der philosophischen und mathematischen Logik. Vor allem soziologische, ökonomische, politologische, kulturwissenschaftliche und sozialphilosophische Untersuchungen stoßen heute zielsicher auf Paradoxien bzw. auf das, was sie dafür halten. Was in unserer sozialen Welt Rang und Namen hat – Modernismus, Demokratie, Globalisierung usw. –, ist längst für paradox befunden worden; sogar an Familienfeiern hat man jüngst die nämliche Struktur ausgemacht und ein „Paradox des Festes“ enthüllt.

Es fragt sich, was die „Paradoxien-Schwemme“, wie das manche bereits nennen, näher besehen zu bedeuten hat. Handelt es sich bloß um einen modischen und mithin inflationären Wortgebrauch, der paradox nennt, was ehemals als Widerspruch, Konflikt oder Ambivalenz bezeichnet und dieserart auch treffend erfaßt wurde? Oder handelt es sich um das Bestreben, unter dem eigentümlichen Terminus ebenso eigentümliche Phänomene auf den Begriff zu bringen? Wird gewissermaßen alter Wein in neuen Schläuchen feilgeboten, oder hilft der reüssierende Begriff, etwas

zu erschließen, das, als Widerspruch, Ambivalenz oder Konflikt genommen, allzu pauschal und vage, wenn nicht sogar falsch gefaßt würde? Gewisse Anzeichen deuten in beide Richtungen.

Giorgio Agambens „homo sacer“ zum Beispiel, wo ein Paradox der Souveränität behauptet wird: „Der Souverän steht zugleich außerhalb und innerhalb der Rechtsordnung“. Ein Satz, mit dem es gewiß seine Bewandnis hat, aber man möchte meinen, ihn lediglich pointiert zu haben, wenn man ihn wie folgt ausformuliert: „Der Souverän steht zugleich außerhalb und *nicht* außerhalb (sondern innerhalb) der Rechtsordnung“. Und in dieser Fassung hat er offenkundig die Form einer Kontradiktion, die schlicht als Widerspruch bezeichnet gehört. Die Rede von den Paradoxien macht da nicht in eigentümlicher Weise Sinn.

Anders nimmt sich der Umgang mit dem fraglichen Begriff aus, wo er ausdrücklich oder stillschweigend bei der Differenzphilosophie anschließt. Dort steht zumindest im Hintergrund ein hehrer Anspruch. Unter dem Titel „Paradoxien“ gelte es etwas zu thematisieren, das dem Widerspruch, zumal dem in der dialektischen Tradition gemeinten, buchstäblich zuvor kommt – diese Aussicht hat seinerzeit das Buch „Logik des Sinns“ von Gilles Deleuze eröffnet. Ob die Verheißung eines Tieferen in der Ausführung sich erfüllt, bleibt natürlich heute wie damals von Fall zu Fall zu prüfen.

Es gibt in der Tat Anzeichen dafür, die zeitgenössische Lust aufs Paradoxe weder pauschal verwerfen noch en bloc für bare Münze nehmen zu können. Man muß sich genauer vergewissern. In diesem Sinne versteht sich unser Thema „Zeit der Paradoxien“. Das Heft mag der Vergewisserung dienen. Sei es, daß Autoren, die den thematischen Begriff in ihren Forschungen systematisch verwenden, gebührend ausweisen, mit welchem Recht sie das tun, inwiefern sie damit etwas Eigentümliches auf den Begriff bringen. Wie das *Martin Hartmann* und *Axel Honneth*, *Günther Ortman* und *Arnd Pollmann* in ihren Beiträgen unternehmen. Sei es, daß ein Autor den von Kollegen gepflegten Umgang mit dem Reizwort kritisch prüft; was *Dirk Jörke* mit der von Eisenstadt, Mouffe und Warren oft bemühten Wendung „Paradoxien der Demokratie“ versucht, und analog der Rezensent von Thomas Gils Buch „Paradoxien des Handelns“. Oder sei es, daß man sich grundsätzlich der Anwendbarkeit des beliebten Begriffs aufs Soziale vergewissert; wofür in unserer Sammlung ein Text von *Frank Kannetzky* steht.

Über den Ertrag läßt sich vorab soviel sagen: Es *überwiegt* die Neigung, unter Pa-

radoxien besondere Widersprüche zu verstehen. Versucht man sich nun bewußt zu machen, worin ihre Besonderheit besteht, und faßt man dazu die hier gegebenen mit andernorts nachlesbaren Antworten zusammen, dann zeichnet sich eine Figur ab, die weniger die urtümliche Bedeutung des altgriechischen Ausgangswortes als vielmehr die seines lateinischen Ablegers „paradoxus“ erfüllt – die Bedeutung *widersinnig*. Widersprüche in der vertrackten Form des Widersinns. Soziale und kulturelle Prozesse nehmen einen Verlauf, der ihren Sinn in Widersinn verkehrt. Gerade die angestregte Ausführung einer Funktion macht diese Funktion unausführbar. Ausgerechnet das praktische Sinnen auf Werte zeugt Unwerte. Als würde eine Antithese der These nicht nur notwendig entgegenstehen, sondern aus der These selbst folgen. Und die Zeit der Paradoxien wäre sodann eine des Widersinns oder eine, in der das Widersinnige sich der Wahrnehmung besonders durchdringend aufdrängt. Eine Zeit also, die wohl schon länger währt, als der neuere Diskurs über sie läuft.

Hartwig Schmidt

Ol'ga Brednikova, Ol'ga Tkač

# „Schmutziges“ Dorf und „vermüllte“ Stadt

## Ein Beitrag zur Anthropologie des Mülls

### „Eine vermüllte Gesellschaft“

Die sozialen und ideologischen Projekte des Sowjetstaates, die sich die „Aufhebung der Unterschiede zwischen Stadt und Land“ zum Ziel gesetzt hatten, sind praktisch gescheitert. Wie die Erfahrung zeigt und die Forschung von Soziologen und Anthropologen unterstreicht, unterscheidet sich die Realität des ländlichen von der des städtischen Lebens bis heute beträchtlich. Die Vorstellungen der Städter vom Dorf als einem Ort, wo ein beschauliches, mitunter sogar philosophisches Leben dahinplätschert, wo man Rettung vor der Hast und den Nichtigkeiten der Stadt findet, werden im Dorf nicht selten von Alltagspraktiken zunichte gemacht, die für die Dörfler Routine sind, von den Stadtbewohnern jedoch überhaupt nicht beherrscht werden.

Das Thema dieses Essays kommt nicht von ungefähr zur Sprache. Im Sommer 2002 verbrachte eine Gruppe von Soziologen einen Monat mit Feldforschung in einer *stanica*, einem Kosakendorf, bei Krasnodar in Südrußland. Die Forscher, ethnographischen Methoden folgend, lebten einzeln auf verschiedene Haushalte verstreut in dem Dorf und trafen sich nur dann und wann zu gemeinsamen Diskussionen. Bei diesen Treffen teilte man sich hastig die Eindrücke über den neuen, faktisch unbekanntem Alltag mit. Eines der populärsten Themen wurde die Erörterung der räumlichen Organisation und der Nutzungspraktiken der dörflichen Plumpsklos, zum Beispiel die Lage eines dieser Häuschen neben einem Bienenstock oder der völlige Mangel an Licht in einem anderen („*Aber wozu brauche ich dort denn Licht?! Der Weg zum Klo ist doch beleuchtet!*“ – 58jährige Dorfbewohnerin). Nicht weniger lebhaft erörtert wurden die verschiedenen Probleme mit dem Müll. Irgendwann waren alle Teilnehmer des Projekts gezwungen gewesen, mit ihren Ab-

fallbeuteln zum Klubgebäude zu gehen, weil dort der einzige Müllcontainer der *stanica* entdeckt worden war. Wie sich herausstellte, erfordert das Landleben ein anderes Wissen, andere Fertigkeiten und Praktiken. Im dörflichen Alltag erwies sich statt des fruchtlosen und theoretischen „Wissens, daß“ das „Wissen, wie“ als weit notwendiger – ein praktisches Wissen also und gewisse Fertigkeiten, die mit der Zeit zu körperlichen Idiomen werden. Das Interesse zur Erforschung der unterschiedlichen Praktiken der „Herrschaft über den Müll“ in der Stadt und im Dorf war geweckt, darüber hinaus begann man sich Gedanken über eine „Anthropologie des Mülls“ zu machen.

In der Öffentlichkeit wird das Thema Müll vor allem in ökologischen Kategorien problematisiert, die ständig wachsenden Müllberge sind Synonym für globale ökologische Katastrophen. Berechnungen zufolge produzieren die fünf Millionen Einwohner von St. Petersburg jährlich mehr als eine Millionen Tonnen Haushaltsmüll, und diese Menge wächst jedes Jahr unerbittlich (Metro 2003). Die Aktivisten von „Greenpeace“ schmücken mit solchen Horrorszenarien ihre Plakate und Broschüren, und der Kampf gegen den Müll, oft in Form eines Kampfes für Sauberkeit und Schönheit, wird zum Bestandteil eines jeden Vorwahlkampfes. Das Müllthema ist also in den verschiedensten Bereichen des modernen sozialen Alltags präsent.

Einige Sozialwissenschaftler wollen die Konzeption der „Konsumgesellschaft“ durch die der „Müllgesellschaft“ ersetzen – „rubbish society“ (O'Brian 2003). Der Wechsel des Erklärungsschemas wird damit begründet, daß die Produktion von Müll inzwischen einen ungeheuren Bereich sozio-ökonomischer Praktiken berührt und der Umgang mit ihm, eingebunden in den Alltag, Werte widerspiegelt und soziale Kontakte verdeutlicht. Nicht nur die Praktiken

des Konsums materieller und geistiger Güter verweisen auf soziale Unterschiede, auch die Vielfalt der „Müllpraktiken“ ist eine solche der Individuen, der Haushalte, der sozialen Gruppen und der Lebensstile.

Müll – das sind Reste, Abfall (Sovremennyj tolkovyj slovar' 2001: 364); das, wovor der Mensch sich abzugrenzen sucht, das er loswerden, aus seinem Blickfeld entfernen will, aus dem Bereich, den er sehen und riechen kann. Doch zeigt sich, daß die dauernde Verbannung des „Unsauberen, Unreinen“ jenseits der Grenzen des Alltags eine Illusion ist. Die Feldzüge der Gesellschaft gegen den Feind „Müll“ belegen lediglich dessen Unbesiegbarkeit und Unüberwindlichkeit. Der Slogan „Wir säubern die Stadt vom kommunalen Unrat“, mit der die rechtsliberalen Kräfte in den Wahlkampf um St. Petersburg zogen, ist schon allein deshalb verlogen, weil die „Säuberung der Stadt“ ein steter Prozeß ist und der „kommunale Schmutz“ in alle Ewigkeit neu produziert wird.

Die vorliegenden Überlegungen haben als Aufgabe die Sichtbarmachung des Unsichtbaren, die Berührung von etwas äußerst Interessantem, aber nahezu Verborgenen, das von der Sozialforschung bislang kaum problematisiert wurde. Für die Erforschung sozialer Lebenswelten und Identitäten sind die Symbole des Unreinen, der Besudelung genauso notwendig wie die Verwendung von schwarzer Farbe für die Konturierung eines Bildes (vgl. Duglas 2000: 161). Ohne schon klare Konturen umreißen zu können, ziehen wir doch gewissermaßen eine Punktlinie zur Analyse dieses Forschungsobjektes, wobei wir die soziale Bedeutung und den „Ort des Mülls“ im Leben von Stadt- und Dorfbewohnern ins Zentrum stellen, den Unterschied zwischen städtischen und ländlichen „Müllgesellschaften“ rekonstruieren wollen.

### Die Produktion von Müll: vom Leben und Sterben der Dinge

Die Praktiken der Produktion und des Umgangs mit dem Müll sind in der Stadt und auf dem Dorf verschieden, die drei Etappen – „Produktion – Konsum – Wegwerfen der Dinge“ erscheinen in je eigenen Konfigurationen. Die Verwandlung von Dingen in Abfall geschieht im Laufe ihrer Konsumtion, ihres Gebrauchs;

zu Müll werden alte, nicht mehr gebrauchte, entzweigegangene, unmodern gewordene Dinge sowie verdorbene und nicht aufgegessene Lebensmittel usw. Doch die durchschnittliche Lebenserwartung der Dinge variiert in Abhängigkeit von ihrem funktionalen und sinnhaften Gehalt in verschiedenen Kontexten. Für die Stadt ist die lineare und selten umkehrbare Aufeinanderfolge der drei Etappen charakteristisch. Hartes Brot und leere Batterien fliegen in den Abfalleimer, zerrissene Turnschuhe und Großmutter aus der Mode gekommener Sessel landen auf der Müllhalde. Die tagtäglich anfallenden Lebensmittelreste und der über Jahre angehäufte Kram in den städtischen Abstellkammern sind dahinsterbende Dinge, zu beerdigen entweder in den Tiefen von Schränken, Schachteln und Kisten oder im Massengrab der Mülltonne im Hof. Gleichzeitig erzeugt die Routine des täglichen Gangs zur Tonne das Gefühl seiner ewigen Gegenwärtigkeit und der Unmöglichkeit, damit aufzuhören. Wie der englische Sozialforscher Martin O'Brian (2003: 261) anmerkt, gleicht der Müll „einem unbequemen Mantel, den jeder von uns trägt und nicht ausziehen kann“.

Im dörflichen Kontext verläuft die Triade „Produktion – Konsum – Wegwerfen der Dinge“ kreisförmig, besser: in Form einer sich allmählich verengenden Spirale. Erwartet ein Ding in der Stadt sehr wahrscheinlich der augenblickliche Tod (durch Hinausschaffen auf den Müllplatz), so verlängert der Dorfbewohner hartnäckig dessen Agonie:

*„... bei mir fliegt kein Fetzen einfach nur so raus. Niemals! Wenn dieses Kleid alt ist, dann mache ich aus ihm noch eine Schürze. Oder eine Stofftasche. Oder einen kleinen Vorhang, oder ein Säckchen für Samen. Aber das wird dann schon das letzte sein, was man daraus machen kann. (...) Oder nimm einen alten Schal und faß ihn mit einem Rockstoff ein – und schon hast du schöne warme Handschuhe, mit denen du Holz holen oder in den Stall gehen kannst. Oder so etwas in der Art von warmen Latschen kann man aus einem Winterschal machen – wie diese warmen Pantoffeln, die weichen. Ganz allgemein – alles ist zu etwas nutze! Produktion ohne Abfall ... Und erst das letzte Stadium sind runde Flickenteppiche. Wenn dann schon gar nichts mehr geht – erst dann folgt der Tod der Materie!“ (Vinogradskij 2002: 301)*

Derart versuchen Dorfbewohner das Leben der Dinge zu verlängern, sie wie Gaukler von einem in etwas anderes zu verwandeln. Für sie bedeutet die Kategorie „alt“ keineswegs „schon verbraucht“ oder „unnützlich“, sondern „bereit zur Übernahme einer neuen Funktion im Haushalt“, eine neue Möglichkeit. Nicht die Neuheit oder das Alter einer Sache sind von Bedeutung, sondern ihre Nützlichkeit bzw. Nicht-Nützlichkeit im Alltag.

*„Und aus weichen abgetragenen Stoffstreifen kann man Topflappen für die Küche machen. All das muß noch funktionieren, muß zu etwas nutze sein. (...) Und wenn der Topf ein Loch hat, dichte ich die Stelle ab, um dann Trockenfutter darin aufzubewahren. Weggeworfen wird nur das, aus dem man nichts mehr machen kann.“* (Vinogradskij 2002: 302)

Machen läßt sich immer etwas, im äußersten Fall ein Lappen. Den Ausdruck „etwas zu einem Lappen machen“, wenn von alten Dingen die Rede ist, kennt nicht jeder Städter; umgekehrt kommt kaum einem Dorfbewohner in den Sinn, in einem Laden ein Staubtuch zu kaufen, einen Lappen oder einen Schwamm, um das Geschirr zu spülen oder den Boden zu wischen. Die industrielle Produktion von Kram und der Verkauf von bunten Läppchen in den Läden der Städte, womit deren Bewohnern der „zivilisierte“ Alltag beigebracht werden soll, gelten in der Sphäre der dörflichen Naturalwirtschaft wenig. Dort wird ein sterbendes Ding als Lappen wieder in Gang setzt, indem seine ursprüngliche Sachfunktion verändert wird.

Im dörflichen Haushalt lebt eine Sache zwischen ihrer Geburt und ihrem Tod vielleicht ein Dutzend Leben, als Spielart ihrer selbst, indem sie vergrößert oder verkleinert wird, vom Kleiderschrank in den Garten wandert, vom Garten in die Küche und so fort. Während sie ständig auf dem Grat zwischen Leben und Tod wandelt, wird sie wiedergeboren zu einem neuen Leben, dem unvermeidlichen Verfall wieder ein wenig entrückt.

In diesen Kreislauf werden nicht nur die Dinge des eigenen Haushalts eingespeist, sondern auch solche, die frühere Hausherren leichtfertig wegwarfen, weil sie ihnen unnützlich erschienen. In einem Dorf im Gebiet Nowgorod, wo wir ebenfalls Feldforschung betreiben<sup>1</sup>, lebt ein Mann, der sich mit der Ausbesserung von Schuhen seiner Dorfgenossern etwas dazuverdient.

Die Frage, woher das Material für die Schuhreparatur komme, erstaunte den Meister zutiefst: *„Wenn ich auf die Straße rausgehe, finde ich alles mögliche, da suche ich mir was aus!“* Wie Mary Douglas (Douglas 2000: 245) schreibt, wird „das, was verschmätzt [wird], der Erneuerung des Lebens wieder zugeführt“. Tatsächlich wird eine immer wieder erneuerbare Sache niemals zu Müll, zu Abfall, den man freiwillig abgibt. Der mehrmalige Gebrauch und die maximale Ausbeutung der Dinge führen nur allmählich zu dem fast mystischen „Verfall der Materie“, bis sie irgendwann aus den Grenzen des dörflichen Haushalts verschwunden sind.

Besonders deutlich zeigt sich dies am Beispiel des organischen Mülls im Dorfhaushalt. Das Organische, aus dem der größte Teil des dörflichen Abfalls besteht, vollbringt einen eigenständigen Kreislauf im Orbit des Hauses, wo die Grenze zwischen der Produktion eines Lebensmittels und der Produktion von Abfällen verschwimmt. Das Spülwasser bekommt das Vieh, der Mist dient als Dünger, das Unkraut kommt auf den Komposthaufen. Im Kreislauf inbegriffen sind auch Abfälle aus Holz und Papier wie Einschlagpapier und Verpackungen, die im Ofen verbrannt werden. Der häusliche Herd wird damit zum Symbol des dörflichen Kreislaufs: Er gibt Wärme und Nahrung, verschlingt das Unnütze, Tote, Ausgediente. Mülltrennung, wie sie heute als ausländische Novität in Rußlands Städte eindringt, ist und war als Selektion von Abfällen für den Dörfler immer ein natürlicher Prozeß. Viele Bewohner der von uns untersuchten Dörfer verstehen das eben Genannte sowieso nicht als Müll. Im Haus gibt es praktisch keinen Müll, es gibt nur für den Alltag notwendige Dinge. Und nur Dinge, die nicht für den weiteren Gebrauch umfunktioniert werden können, werden zu Müll; zu dem Müll, den man – im Verständnis der Städter – so dringend loswerden muß.

Der Unterschied in der Müllkonzeption von Stadt und Land zeigt sich besonders am Beispiel der Umwandlung von Müll in eine Ware. Die ökonomische Bedeutung bestimmter Müllsorten verwandelt dessen Besitzer von einem, der seine Umwelt vermüllt und verschmutzt, in jemanden, der über wertvolle Ressourcen verfügt, die sogar zu verkaufen sind. So kann Abfall, der in der Stadt wie ein Dreckhaufen aussieht, für einen Dorfbewohner einen wertvol-

len Rohstoff darstellen, wie das bei einem Bündel alter Zeitungen der Fall sein kann. Während ein wohlmeinender Städter dieses im besten Fall zu einer Altstoff-Sammelstelle bringt, entfacht der Dörfler damit das Feuer in seinem Herd oder reißt es in kleine Stücke zum Zweck der Benutzung an einem stillen Örtchen.

Der praktische Wert von Müll im dörflichen Haushalt gewinnt oft auch eine ästhetische Komponente. „Schönheit“ wird zum Beispiel erzeugt mit Hilfe von Pralinschachteldeckeln, die die Rolle von Bildern erfüllen. So wird aus Müll ein Teil des häuslichen Interieurs. Dem „schönen Müll“ stehen aber auch Stadtbewohner nicht gleichgültig gegenüber. Anfang der 1990er Jahre galt es als modern, städtische Wohnungen mit leeren Bierdosen, leeren Zigarettenschachteln und anderen weggeworfenen Resten von Importwaren zu verzieren, die nach Jahrzehnten des Mangels das Land überschwemmten. Ganze Batterien von Getränkedosen veredelten nicht wenige Wohnungen der Postperestrojka-Epoche; sie hatten Designerwert und waren der Stolz ihrer Besitzer, während sie heute emotionslos zu einer Aluminiumplatte zusammengesetzt und zum Altmetall gegeben werden. Allerdings hat die Bierdosensammelei eine andere Erscheinungsform erhalten: Während leere Bierdosen heute nur noch als Müll gelten, geben sich die Städter dem Sammeln von Bierkrügen oder Bierdeckeln hin. Krüge und Bierdeckel sollen nichts darüber aussagen, welche Biersorten ihr Besitzer schon getrunken hat, sondern wo er dies tat – irgendwo an einem Kiosk oder in einem elitären Nobel-Restaurant. Dies illustriert gut den Wandel einer „Mangelgesellschaft“ in eine Gesellschaft, wo man seinem Einkommen gemäß positioniert wird.

Unter städtischen Bedingungen haben sich noch andere Formen zyklischer Verwandlung von alten Sachen (also von Müll) in andere Dinge entwickelt. Zu nennen sind etwa die exklusiven, „seltenen“ Waren, die auf Flohmärkten oder in Antiquariaten zu haben sind. In einem Antiquariat bekommt eine alte Sache des Status des Althehrwürdigen, des Einzigartigen. „Ihr fehlt ein Ausweg in Praxis und Erscheinung (...), nur deshalb, um irgendetwas zu bedeuten“ (Bodrijar 2001: 82). Die Verwendung einer antiquarischer Sache findet sich aber im Bereich des Symbolischen, nicht des Praktischen; sie

ist Exponat, nicht Alltagsgegenstand. Das Sortiment auf den Flohmärkten besteht aus alten Waren, die ihre frühere Funktion durchaus wieder aufnehmen könnten (zum Beispiel Ersatzteile für alte, nicht mehr im Verkauf befindliche Radios), ihre ursprüngliche Bestimmung gegen eine neue eingetauscht haben (Kindermäntel, aus denen warme Einlegesohlen gemacht werden) oder zu ganz neuen Vorstellungen anregen (Dinge mit sowjetischer Symbolik, die heute nicht nur Souvenirs für Touristen sind, sondern auch für ehemalige Sowjetbürger).

Selbst Sachen, die zu Müll und weggeworfen wurden, können noch zu einem zweiten Leben erweckt werden. So hat sich die unifizierte und im hohen Maße erzwungene Praxis sowjetischer Pioniere – das Sammeln von Altpapier, Trödel, Schrott usw. – unter modernen Bedingungen in die Beschäftigung bestimmter sozialer Gruppen ausdifferenziert, wurde gewissermaßen professionalisiert. Man erinnere sich nur an den berühmten Witz aus Odessa: Ein wohlhabender Odessite kommt mit dem Mülleimer in den Hof und versucht mit vollen Händen den Deckel der Mülltonne zu öffnen. „Entschuldigen Sie bitte“, vernimmt er plötzlich eine Stimme hinter seinem Rücken. Der Obdachlose aus dem Viertel steht hinter ihm und sagt: „Erlauben Sie bitte, daß das jemand professionell macht!“

Der „private“ Müll wird auf dem Müllplatz zu „allgemeinem“ oder zu „niemandes“<sup>2</sup> Müll und wird daher auch, nach sorgfältiger Selektion, von den „Professionellen“ privatisiert, wird zu Habe und Existenzmittel für Arme, Bettler und Obdachlose (vgl. Solov'eva 2001: 25). Kartons, Flaschen, Dosen, Stoffreste: die professionellen Müllsammler wissen genau, welche Abfälle zur weiteren Verwendung taugen, welche man wo am besten abgeben oder verkaufen kann. Das Müllaufkommen sorgt daher permanent für Arbeitsplätze; im Spektrum der Professionen wird es daher immer Putzfrau und „Hauswartknechte“ geben, auch Reiniger von Müllschluckern, Fahrer von Müllautos und Sprengwagen. An dieses gewaltige Berufsheer professioneller Kämpfer gegen den Müll delegiert die städtische Gesellschaft die Funktion der Sauberkeitserhaltung, ihre eigenen Aktivitäten begrenzt sie auf den Gang von der Wohnung bis zur Müllton-

ne oder zum Müllablageplatz. Der Haushaltsmüll eines dörflichen Haushalts dagegen gehört nur seinem Verursacher, und der wird mit seinen Abfällen selbst fertig. Die Wurzel des Wortes „Hausknecht“ (*dvornik*) bezieht sich übrigens keinesfalls auf den einfachen Hof hinter den Wohnräumen, sondern auf den Hofbrunnen, den steinernen Hof der städtischen Mehretagenhäuser. Der Dörfler ist sein eigener Hausknecht. Die Begrenztheit und soziale Struktur des dörflichen Haushalts erlaubt eine derartige Arbeitsteilung gar nicht.

## Die Orte des Mülls

Trotz der Allgegenwart von Müll wird ihm in den Lebenswelten der Menschen ein besonderer, ganz spezieller Ort zugewiesen, welcher in Stadt und Land ganz unterschiedlich ist. Die Tendenz zur Akkumulation und Konzentration des Mülls in der Stadt ist der Versuch, den Müll zu „bändigen“, ungefährlich zu machen. Der streng abgesonderte Müllplatz, einschließlich des Abfalls in festen Behältern, definiert das umliegende Territorium als sauber. Weshalb das Unsaubere, wenn es schon sichtbar ist, wenigstens präsentabel sein muß. Aschenbecher, Abfallbehälter, Mülleimer – das sind integrale Bestandteile städtischen Wohnungsinterieurs und Behördenmobiliars. Das aktuelle Sortiment an Müllbehältern ist in Form und Farbe fast grenzenlos, ein Teil läßt sich mühelos als Dekor in einen Raum einfügen. Ganz ähnlich wurden Papier- und Abfallkörbe zu gewohnten Details von städtischen Landschaften und Touristenbezirken, Parks und Grünanlagen, Haltestellen und Läden. Die Aufstellung von Aschenbechern aus Kristall oder Steinmetzarbeiten aus Granit in Form von Straßenmülleimern belegt die Plurifunktionalität städtischer Müllplätze. Ein schöner, kunstvoll gestalteter Abfallbehälter verbirgt auf angenehme Art das Eklige und Schmutzige seines Inhalts.

Ein Abfallbehälter ist außerdem ein Zeichen für einen zivilisierten Ort, eine Markierung des städtischen Raums, mit der die Praktiken an einem Ort „mit Kultur“ (die Stadt) von einem Ort „ohne Kultur“ (das Dorf) unterschieden wird.

*... Und dann gibt es da den Park  
am Fließchen,  
dort gehe ich spazieren – und spucke  
dabei nur in den Abfalleimer.  
Aber das verstehst du natürlich nicht –  
dort, hinter dem Ofen,  
denn du bist die kulturlose Finsternis.  
(Vysockij 1999: 137f.)*

Abfallbehälter – sie stehen in Räumen des ver-spazierten Zeitvertreibs, der sorglosen Muße, der neuzeitlichen Menschenansammlungen. Touristenpfade, die durch in regelmäßigen Abständen aufgestellte Abfalleimer markiert sind, zeichnen den Weg nicht einfach nach, sondern machen ihn geradezu aus, man folgt ihnen. Daher fehlen derartige Ketten einheitlicher, miteinander verbundener Behälter auf den Straßen der Schlafbezirke und in den Dörfern, wo die „zivilisiert geformten“ Müllcontainer punktuell lokalisiert an öffentlichen Plätzen stehen. Diese zentralen Stellen sind Orte der „Zügelung“, wo öffentlicher Müll ordentlich präsentiert wird – wie beispielsweise die einzige, neben dem Klubhaus postierte Mülltonne der *stanica* im Kuban.

Der Ort für den Müll in einer städtischen Wohnung ist der Eimer, fest verschlossen, den Blicken Unbefugter meist verborgen. Normalerweise befindet er sich nicht im Wohnraum, sondern in Küche oder Toilette und ist dabei im „verdichteten“ Raum der Wohnung genauestens lokalisiert. Die heute verbreitete Verwendung von Müllbeuteln gewährleistet die vollständige Isolation des Mülls, indem sie die „gute Sache“ – nämlich den Mülleimer – vor Verschmutzung schützt und von seiner ursprünglichen Funktion gewissermaßen befreit. Wie Abwasser kann der Müll so fast unbemerkt die städtischen Wohnungen verlassen. Im Hof dann wird der Müll unter dem Deckel des Müllcontainers genauso genießbar versteckt, der wiederum hinter einer Beton- oder Ziegelmauer steht, wie hinter einem Wandschirm. Dies ist gleichzeitig die ideale Art der Aufstellung von Müll, denn es wird etwas verdeckt, dessen man sich schämen muß, etwas Schmutziges, Unanständiges und daher fast schon Intimes.

Diese zivilisierten Orte für den Müll stehen dem ungeregelten Müllaufkommen in den Straßen der Städte gegenüber. Was nicht in der Tonne landet oder was beim Abtransport ver-

lorenght (wir alle wissen, wie ein Müllplatz nach der Abfuhr aussehen kann) bildet so etwas wie eine zweite Natur der Stadtlandschaft. In einem Musikclip der russischen Rock-Sängerin Julia Tschischerina promeniert die Heldin zwischen Abfallhaufen und Schmutzwasser, das auf die städtischen Straße hinausgeschüttet wird. Der vermüllte Raum repräsentiert nicht die ekelhafte Stadt wie bei Patrick Süßkind, sondern ist, im Gegenteil, mit bestimmten ästhetischen Inhalten angefüllt: ein romantischer Spaziergang läßt sich auch auf dem müllbedeckten Straßenasphalt machen.

Unter dörflichen Bedingungen ist der Müll dispers angeordnet, verteilt über den ganzen Haushalt und sogar über den Zaun hinweg. So steht der Korb mit brennbaren Abfällen neben dem Ofen, der Eimer mit dem Spülwasser in der Küche, der Müll „für draußen“ neben der Eingangstür, die Müllgrube ist hinter dem Garten ausgehoben usw. Eine derartige Plurilokalität und Vielfalt von Sammelbehältern für Müll entspricht dessen Verlaufskurve im Haushalt.

Abfälle, die im Haushalt nicht mehr weiterverwendet werden können, also das, was wirklich zu Müll geworden ist, wird über die Hausgrenzen verbracht. Die organisierten und sanktionierten Orte für den Müll im Dorf sind nicht maskiert, sie verstecken sich nicht verschämt hinter einem Schirmchen wie in der Stadt, sie sind deutlich zu sehen und für alle zugänglich. In dem von uns derzeit untersuchten Dorf in Nordrußland steht einer der wenigen öffentlichen Müllcontainer auf dem Dorfplatz, bei den Läden. Der Müll ist hier nichts Genierlich-Intimes, das einer Verkleidung bedarf und in dunklen oder undurchsichtigen Plastiktüten weggebracht wird. Hier werden Mehrwegbeutel verwendet, mit denen man den Müll lediglich transportiert. Im Container vermengt sich der private Müll dann, wird zu einem gesellschaftlichen Produkt.

Das Dorf kennt auch nichtorganisierte, spontane Müllplätze. Diese entstehen in der Regel an den Ortsrändern, im Wald, auf Niemandland. Sie gehören zur natürlichen Landschaft, vermehren sich und breiten sich aus, bis sie schließlich von der Allgemeinheit angenommen werden. Eine 62jährige Dorfbewohnerin riet uns: *„... also, was macht ihr euch für einen Kopf, bringt alles in den Wald. Ihr seht dort, wo alles liegt“*. Solch ein spontan entstandener

Müllhaufen ist nicht weniger legitim als ein offiziell organisierter. Außerhalb der besiedelten Zonen sind die Müllhalden die letzten Ruhestätten des Mülls, ob dieser nun in der Stadt oder im Dorf produziert wurde.

### Der Müllabladepplatz als „dialektische Verbindung“ zwischen Stadt und Dorf

Müll ist der ewige Begleiter der Stadt, ihr unbedingtes Attribut. Im Geschichtsunterricht werden wir an die mittelalterlichen Städte erinnert, als man das Spülwasser noch direkt aus dem Fenster auf die Straße schüttete. Die Städte der Neuzeit wandelten sich in dieser Hinsicht nur langsam. So beschreibt Patrick Süßkind die Atmosphäre in einer französischen Stadt des 18. Jahrhunderts:

„Es stanken die Straßen nach Mist, es stanken die Hinterhöfe nach Urin, es stanken die Treppenhäuser nach fauligem Holz und nach Rattendreck, die Küchen nach verdorbenem Kohl und Hammelfett; die ungelüfteten Stuben stanken nach muffigem Staub, die Schlafzimmer nach fettigen Laken, nach feuchten Federbetten und nach dem stechend süßen Duft der Nachttöpfe. [...] Es stanken die Flüsse, es stanken die Plätze, es stanken die Kirchen, es stank unter den Brücken und in den Palästen. [...] Und natürlich war in Paris der Gestank am größten, denn Paris war die größte Stadt Frankreichs.“ (Süßkind 1988: 5f.)

Das Problem, die Städte vom Müll zu befreien, wurde historisch durch dessen Verbringung vor die Tore der Stadt gelöst. Bekanntlich trugen schon vor mehr als zweitausend Jahren die Einwohner Jerusalems ihren Hausmüll in Körben auf den Hof, wo sie von Müllmännern aufgesammelt und auf Kamelen in die Wüste oder auf die Felder gebracht wurden (Duglas 1975: 109). Ungeachtet der Verbreitung moderner Technologien des Müllrecyclings hat sich diese Praxis der Müllbeseitigung in den Städten nicht prinzipiell geändert; die biblischen Kamele wurden lediglich durch Müllautos ersetzt, die Entfernungen haben sich vergrößert. Der Kult „des Reinen und Weißen“, der in den Städten getrieben wird – man denke nur an gewisse Reklamebilder –, bedingt die Lagerung von Dreck und Unsauberem weit entfernt von den Städten, was aber eine faktische Nähe zu

den Dörfern bedeutet. Dieser Vektor der Müllbewegung weist nur von der Stadt in Richtung Dorf, wohingegen kaum eine Situation vorstellbar ist, in der Müll aus dem Dorf in die Stadt verbracht würde. Es handelt sich daher nur um eine kleine Zuspitzung, wenn man den Slogan „Säubern wir die Stadt!“ übersetzt in „Verdrecken wir das Dorf!“

Die Müllabladepplätze vor der Stadt dienen der Markierung „fremden“ Raums und gleichzeitig dessen Aneignung, indem er mit dem eigenen Müll bedeckt wird. Aus dem Dorf erhält man Lebensmittel, per „Barter“ kehrt Abfall dorthin zurück, die häuslichen Abfälle werden im Laufe dieses Prozesses durch Industriemüll vermehrt. Für das städtische Bewußtsein ist der ländliche Raum Raum für die Ablagerung von Müll – eine These, die mit einem Bericht der Straßenwacht gut illustriert werden kann: „*Der Privatunternehmer Andrej Sviridovič fuhr mit seinem Mercedes Benz Müll in das Dorf Leont'eviči im Kreis Minsk, um ihn dort wegzuworfen*“ (Avtogazeta 2000).

Das Bild vom dreckigen Dorf lebt in der hohen Poesie: „... im Dorf ist es langweilig – Dreck, trübes Wetter...“ (Puschkin – Graf Nulin) und als Gossenwitz: „*schön ist es im Dorf im Sommer, wenn die Sch... am Stiefel klebt*“<sup>3</sup>; es soll letztlich das eigentlich ungehörige Verhalten der Städter legitimieren. Der Gerechtigkeit halber ist anzumerken, daß sich die Dörfler auch nicht lumpen lassen und nicht-sanktionierte Abladepplätze im Wald schaffen, auf Feldern oder in entlegenen Einöden, die noch nicht von städtischem Müll bedeckt sind. Es sind jedoch die städtischen Abfälle, auch wegen ihrer großen Mengen, welche physische, soziale und symbolische Grenzen zwischen städtischem und dörflichem Müll definieren.

Auch die bei Städtern verbreitete Praxis der Weitergabe alter, unmoderner und abgetragener Sachen an Verwandte, Freunde und Bekannte im Dorf läßt sich als ein Aspekt der Befreiung der Stadt von Müll verstehen. Das Abladen von nicht mehr Gebrauchtem wird zwar von den Schenkern als humanitäre Aktion präsentiert, konstruiert und reproduziert aber das Muster des Dorfes als alt, schäbig und überholt.

## Offenes Ende

Berichten wollen wir zuletzt noch von dem Dorf Chushir am Baikalsee, das im Laufe des letzten Jahrzehnts zu einem Wallfahrtsort russischer und ausländischer Touristen wurde und gerade dadurch zwangsläufig zu einem Ort, wo verschiedene „Müllgesellschaften“ aufeinander treffen. Eine Gruppe von Öko-Touristen beschloß dort eine Aktion zur Befreiung des Dorfes von Müll und Dreck. An allen Läden wurden Anschläge angebracht mit Aufrufen an die örtliche Bevölkerung, sich an den Maßnahmen zu beteiligen. Am anberaumten Tag erschien jedoch kein einziger Dorfbewohner. So säuberten die ausländischen Ökologen mit Enthusiasmus selbst das Dorf sowie das Ufer des Baikalsees. Sie entfernten Bruchholz, Lumpen, rostige Eisenteile – also alles, was ihrer Ansicht nach den Anblick des Ortes verschandelte. Die Dörfler standen etwas abseits und beobachteten das Ganze mit Ironie und Unverständnis. Sie nahmen die Aktion als Show wahr, als Farce, die überhaupt keinen Bezug zu ihrem Leben hatte. Später erzählten sie uns:

„Da kommen diese Touristen und plagen sich ab wie verrückt. Aber der ganze Müll kommt ja von ihnen selbst! Seht doch, wie viele Plastikflaschen die mitgebracht haben, überall liegen die jetzt rum.“

Bis zur Ankunft der fremden Verschlimmbesserer hatten die Dörfler „ihren“ Müll einfach nicht gesehen, nur die Fremden hatten ihn problematisiert und es so aussehen lassen, als lebten die Ansässigen im Dreck. Ihren eigenen „Zivilisationsmüll“ übersahen die Touristen dabei. Was in ihrer städtischen Umgebung normal war und normal entsorgt worden wäre, war und wurde es nicht im dörflichen Kontext. „Dreck“ verursachten die Vertreter der jeweils anderen der hier aufeinanderprallenden unterschiedlichen „Müllgesellschaften“.

Sichtbar im städtischen Raum ist solcher Müll, der entweder aus den „zivilisierten“, isolierten Müllplätzen herausgerissen wurde oder niemals dazu gezählt hatte. Im ersten Fall handelt es sich um allgemeinen, spontanen, unaufgeräumten oder niemals weggeräumten Müll, wie er als unabdingbares Attribut von Märkten, Bahnhöfen, Diskotheken und anderen öffentlichen Orten existiert. Solche Anblicke erinnern jeden daran, daß er „im Dreck“ lebt, in der

vermüllten Stadt. Im zweiten Fall gehören die Abfälle eher zur Kategorie des „dörflichen“ Mülls, zu Dreck, den die Stadt nicht als Müll klassifiziert und dem sie im Grunde hilflos gegenübersteht: Schmutz schlecht asphaltierter Schlafbezirke, Zeugnisse menschlicher und tierischer Lebenstätigkeiten in überfüllten städtischen Straßen. Im Dorf gehört solcher Dreck dazu, er ist eingeschrieben in die Landschaft – und wird dort deshalb gar nicht bemerkt, sondern nur aus der Perspektive der Stadt, weshalb ganz besonders die Praktiken der Umwandlung des Mülls und die Vorstellungen von ihm die symbolische und soziale Grenze zwischen Stadt und Land reproduzieren.

*Aus dem Russischen von Ingrid Oswald\**

## Anmerkungen

- 1 Es handelt sich dabei um das Forschungsprojekt „Jenseits der Städte. Wandel der Arbeits- und Lebensbedingungen in ländlichen Regionen Osteuropas“, das von der Otto-von-Guericke-Universität Magdeburg und dem „Centre for Independent Social Research“ St. Petersburg koordiniert und von der Deutschen Forschungsgemeinschaft gefördert wird.
  - 2 Hier muß man an die sowjetischen Beziehungen zum öffentlichen Eigentum erinnern, das im Kern „niemandem“ gehörte und folglich keinen Wert hatte.
  - 3 Der Witz entspringt nicht dem Inhalt, sondern lediglich der Lust, „gute“ Wörter auf „unanständige“ zu reimen: „chorošo v derevne letom, pristaet g...o k štibletam“. Etwas freier übersetzt ist „chorošo v kraju rodnom: pachnet senom i g...om“; etwa: „ach, wie schön's zu Hause ist, 's riecht nach Heu und stinkt nach Mist“. (*Anm. d. Übers.*)
- \* Die Übersetzerin dankt Wladislaw Hedeler für seine Hilfe und einführenden Kommentare.

## Literatur

- Avtogazeta, 2000: Dorogu zagrijaznil – štraf zaplatil [Straße verschmutzt – Strafe gezahlt]. 4. Mai (<http://www.avtogazeta.com/index.phtml?n=275&r=3&a=2449>)
- Bodrijar, Ž., 2001: Sistema večšej [Das System der Dinge]. Moskva: Rudomino
- Duglas [Douglas], U., 1975: Trechсотletnjaja vojna. Chronika ekologičeskogo bedstvija [Der dreihundertjährige Krieg. Chronik des ökologischen Unheils]. Moskva: Progress
- Duglas [Douglas], M., 2000: Čistota i opasnost': analiz predstavlenij ob oskvernennij i tabu [Sauberkeit und Gefahr: Analyse der Vorstellungen vom Unreinen und Tabu]. Moskva: Kanon-Press-C., Kučkovo pole
- Metro, 2003: Rokefeller by plakal ot zavisti [Rockefeller würde weinen vor Neid]. 3. November, S. 2
- O'Brian, M., 2003: Rubbish Society (Or Why Fishcakes are Environmentally Friendly). Paper presented on the Sixth Conference of the European Sociological Association. Marcia, Spain, September 23–26
- Solov'eva, Z., 2001: Obitateli „Nočležki“ i drugich blagotvoritel'nych organizacij v perspektive sociologii posvednevnosti [Die Bewohner des „Nachtasyls“ und anderer Wohlfahrtsorganisationen aus alltagssoziologischer Perspektive]. In: Voronkov, V.; Pačenkov, O.; Čikadze, E. (Hg.), Nevidimye grani social'noj real'nosti [Unsichtbare Grenzen der sozialen Wirklichkeit]. Trudy CNSI, Nr. 9, Sankt-Peterburg
- Sovremennyj tolkovyj slovar' russkogo jazyka [Modernes Konversationslexikon der russischen Sprache], 2001. Sankt-Peterburg: Norint
- Süßkind, Patrick, 1988: Das Parfüm. Die Geschichte eines Mörders. Berlin: Volk und Welt
- Vinogradskij, V., 2002: „Orudija slabych“: ekonomika chrest'janskij posvednevnosti [„Die Waffen der Schwachen“: Ökonomie des bäuerlichen Alltags]. In: Scott, James u.a. (Hg.), Refleksivnoe krest'janovdenie: Desjatiletie issledovanij sel'skoj Rossii [Reflexive Bauernforschung. Eine Jahrzehnt Erforschung des ländlichen Rußland]. Moskva: MVShSEN, ROS-SPEN
- Vysockij, V., 1999: „Ne piši mne pro ljubov': poverju ja“ [„Schreib' mir nicht von Liebe: ich glaub's sonst noch“]. In: Ders., Pesni [Lieder], Bd. 1. Ekaterinburg: U-Faktorija

# Berliner Debatte Initial 15 (2004) 1

Sozial- und geisteswissenschaftliches Journal

GSFP – Gesellschaft für sozialwissenschaftliche Forschung und Publizistik mbH. **Herausgegeben** im Auftrag des Vereins Berliner Debatte INITIAL e.V. *Berliner Debatte Initial* erscheint alle zwei Monate.

## Redaktion:

Henri Band, Harald Bluhm, Erhard Crome, Scott Gissendanner, Birgit Glock, Wladislaw Hedeler, Wolf-Dietrich Junghanns, Cathleen Kantner, Lutz Kirschner, Rainer Land, Ingrid Oswald, Hartwig Schmidt, Udo Tietz, Jan Wielgoß, Andreas Willisch, Rudolf Woderich

**E-Mail:** redaktion@berlinerdebatte.de

**Internet:** www.berlinerdebatte.de

## Verantwortlich für den Schwerpunkt:

Hartwig Schmidt

## Verantwortlich für das Heft:

Hartwig Schmidt (v.i.S.d.P.)

Copyright für einzelne Beiträge ist bei der Redaktion zu erfragen.

**Abo-Bestellungen:** inter abo,  
PF 360520, 10975 Berlin;

Tel. (030) 61105475, Fax (030) 61105480.

Das Abonnement gilt für ein Jahr und verlängert sich um ein Jahr, wenn nicht sechs Wochen vor Ablauf gekündigt wird.

**Einzelhefte** werden per Post mit Rechnung verschickt. **Bestellungen:**

leidenschaften@berlinerdebatte.de

**Tel.:** +49-39931-54726

**Fax:** +49-39931-54727

**Post:** PF 58 02 54, 10412 Berlin

**pdf-Dateien** einzelner Artikel:

siehe www.berlinerdebatte.de

**Preise:** Einzelheft 8 Euro, Doppelheft 16 Euro

**Abonnement:** Jahresabo 35 Euro,

Ausland zuzüglich Porto.

Studenten, Rentner und Arbeitslose 18 Euro,

Nachweis beilegen. Ermäßigte Abos bitte nur

direkt bei *Berliner Debatte Initial* per Post oder

per Fax 039931-54726 bestellen.

## Autorenverzeichnis

**Matthias Bohlender, Dr.**

Politikwiss., Humboldt-Universität zu Berlin

**Ol'ga Brednikova, Soziologin, Centre for Independent Social Research, St. Petersburg**

**Olaf Briese, PD Dr.**

Philosoph, Institut für Religionswissenschaft, Freie Universität Berlin

**Steffen Dietzsch, Prof. Dr.**

Institut für Philosophie, Humboldt-Universität zu Berlin

**Veit Friemert, Dr. phil.**

Philosoph, Übersetzer, freier Verlagsmitarbeiter

**Martin Hartmann, Dr.**

Philosoph, Institut für Sozialforschung, Frankfurt am Main

**Ronald Hartz, Dipl.-Kfm.**

Betriebswirtschaftler, TU Chemnitz

**Axel Honneth, Prof. Dr.**

Philosoph, Institut für Sozialforschung, Frankfurt am Main

**Dirk Jörke, Dr.**

Politikwissenschaftler, Universität Greifswald, Institut für Politische Wissenschaft

**Roman Kalex,**

Politikwissenschaftler, Dresden

**Frank Kannetzky, Dr.**

Philosoph, Institut für Philosophie, Universität Leipzig

**Boy Lüthje, PD Dr.,**

Soziologe, Johann Wolfgang Goethe-Universität, Frankfurt am Main

**Günther Ortmann, Prof. Dr., Betriebswirt,**

Helmut-Schmidt-Universität, Universität der Bundeswehr, Hamburg

**Arnd Pollmann, Dr., Philosoph, Berlin**

**Hartmut Rosa, Dr.**

Politikwissenschaftler und Soziologe, Institut für Soziologie, Friedrich-Schiller-Universität Jena

**Hartwig Schmidt, PD Dr.**

Philosoph, TU Berlin, Frankreich-Zentrum

**Thomas Steger, Dr.**

Betriebswirtschaftler, TU Chemnitz

**Sven Thiermann, Soziologe, Potsdam**

**Ol'ga Tkač, Soziologin, Centre for**

Independent Research, St. Petersburg